

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 104 (2010)
Heft: 10

Buchbesprechung: Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Steuergerechtigkeit – umverteilen! Widerspruch – Beiträge zu sozialistischer Politik, Heft 58. Postfach, 8031 Zürich, 2010, 252 Seiten, 25 Franken. www.widerspruch.ch
Das Argument 287: Stärken von Frauen. Argument-Verlag, Hamburg 2010, 175 Seiten, 12 Euro.

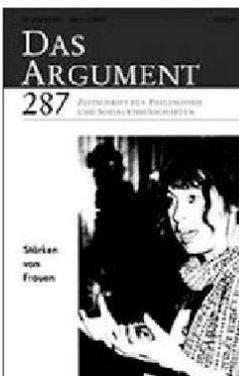
Im ersten Beitrag skizziert Urs Marti, der in Zürich an der Uni politische Philosophie lehrt, Kriterien einer linken Gerechtigkeitskonzeption. Zentral wäre darin soziale Sicherheit, also «Teilhabe an jenen Gütern, die für eine autonome Lebensplanung unverzichtbar sind». Doch die neoliberale Forderung an den Staat lautet bekanntlich Sparen, also Ausgaben kürzen, «ohne Rücksicht auf Verluste», ja «notfalls mit aller Gewalt gegen den Protest und erklärten Willen der eigenen Bevölkerung», wie Michael R. Krätke in seiner Betrachtung zur «Krise des Steuerstaats» schreibt. «Schuldenpolitik, Steuerpolitik, eine intelligente Finanzpolitik im Staats- und Gemeinschaftsinteresse – das war einmal.» Zwar strebe die EU seit längerem eine «Steuerharmonisierung» an, aber gleichzeitig wird die Politik der Steuersenkungen mit Verweis auf den Druck des internationalen Steuerwettbewerbes weitergetrieben. Dies mit beachtlichen Vorteilen für Bestverdienende, Vermögensbesitzer und Unternehmen: «Wo sich der Steuerstaat selbst entmachtete und den Reichen und Mächtigen zugestand, selbst zu entscheiden, wie viel Steuern sie zahlen wollten, blühte die Bonuskultur, explodierten die Managergehälter, stiegen die Gewinnansprüche der Kapital- und Vermögensbesitzer auf ungeahnte Höhen.» Noch herrsche zwar keine offizielle Steuerfreiheit «für den ersten Stand im Staate», aber von einem gerechten Steuersystem, «vom altmodisch liberalen Ideal» einer Besteuerung nach der «Leistungsfähigkeit» seien wir weiter entfernt als je zuvor.

Das trifft nicht nur auf EU-Länder zu. Auch die Schweiz, deren Rolle beim Umgehen von Steuerpflichten von Bruno Gurtner, Andres Missbach und Mark Herkenrath analysiert wird, liegt voll im Trend. Mit dem «Manifest Steuerwende» will nun ein breites Bündnis innen- wie aussenpolitisch Gegen-signale setzen. Es postuliert «Steuergerechtigkeit statt Steuerflucht und Steuerdumping» und wendet sich «gegen den Pakt zwischen der Finanzmarktlobby und der

Politik». Auch ein Buch dazu wird von einer Fachgruppe Steuerpolitik beim linken Denknetz Schweiz vorbereitet. Mit seinem Steuer-Dossier liefert der «Widerspruch» aktuell eine Portion Hintergrund vorab. Bald wird ja über die SPS-Initiative «Für faire Steuern» abgestimmt. Ob es da zum «Aufstand der Schweiz von unten» kommt, den sich Christian Levrat erhofft? Für das Durchsetzen von Alternativen wäre «eine deutliche Verschiebung in den gesellschaftlichen und politischen Kräfteverhältnissen» erforderlich. Nach dem Konkurs von Lehman Brothers traf die Krise auch die Linke unvorbereitet. Sie benötigt «Konzepte und Zielgrössen», um die Auseinandersetzungen über eine entsprechende «Wende in der Steuerpolitik» erfolgreich führen zu können. Bei den Vorschlägen muss auch die Grössenordnung stimmen. Was in diesem Fall nicht Bescheidenheit meint. «In den letzten Jahren konnten wir wiederholt erfahren, wie rasch sich die Problemlagen verändern. Entsprechend können Vorschläge, die eben noch als utopisch oder unzeitgemäss diskreditiert wurden, unerwartete Tagesaktualität erhalten.»

Geschlechtergerechtigkeit

In weiteren Beiträgen wird deutlich, dass sich die Debatte nicht auf bekannte rotgrüne Forderungen nach etwas mehr Umverteilen und auf ökosozialen Umbau unter dem Titel der Wirtschaftsförderung beschränken darf. Probleme müssten konsequenter angegangen werden. Hanspeter Guggenbühl zeigt das im Umweltbereich und erklärt, «weshalb die ökologische Steuerreform politisch chancenlos blieb». Mascha Madörin leitet mit ihren Überlegungen zu Steuerpolitik, Care- und Genderregime in der Schweiz eigentlich einen zweiten Heftschwerpunkt ein: zum Aspekt der Teilhabe der Frauen an einer gerechteren Gesellschaft. Die umfassende Geschlechterperspektive «verstärkt die Notwendigkeit eines neuen geschlechtergerechten Wirtschaftsmodell», finden Christine Michel und Natalie Imboden, die von Diskussionen am letztjährigen Frauenkongress des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes ausgehen. Eines ihrer Postulate: 30-Stunden-Woche für alle! Bei existenzsichernden Löhnen. Nur radikale Zukunftsmodelle machten auch das Umverteilen der Arbeit von überarbeiteten



Vollzeitangestellten zu Unterbeschäftigten und Arbeitslosen denkbar. «Geschlechterverhältnisse in der Krise» lautet – schön doppeldeutig – der Titel des Textes von Frigga Haug, der diesen Heftteil abschliesst. Sie tritt der nicht falschen, aber zu einfachen Aussage entgegen, dass «es» nun wieder einmal die Frauen «härter trifft». Natürlich sei es wichtig, diesbezüglich die Informationen, Zahlen und Daten zu haben. Doch mit der Zuweisung in Opferrollen würden Frauen auch geschwächt, feministische Einmischungen krankten häufig an einer Neigung, «nicht weiter über den Kapitalismus zu sprechen, sondern über böse Männer, Machos, Zocker, Brandstifter» und dergleichen. Dies lenke ab, weiche Entscheidendem aus: «Die Angst zu denken, dass es so, wie es geht, nicht geht, ist enorm.»

Stärken von Frauen

Eine der Möglichkeiten, den feministischen Faden aus dem *Widerspruch* aufzunehmen, ist das von Frigga Haug als Herausgeberin mitverantwortete *Argument*-Heft rund um «Stärken von Frauen». Auch hier setzt sie sich als Autorin mit der Gefahr des Sichselbst-Schwächens in Opferrollen auseinander. Mit den Rollen, den Stärken und den Schwächen der Frauen überhaupt. Frauen? «Wollen wir nicht einen Unterschied machen zwischen Frauen wie etwa Madonna oder Condoleeza Rice und Rosa Luxemburg?» Von letzterer, zumal von deren Vorstellung einer revolutionären Realpolitik, hält sie viel. Stets werde Rosa Luxemburg als stark wahrgenommen, obwohl sie «wunderbarerweise» in vielem «eine schwache Frau» war. In ihrer Zuneigung zu Tieren und zur Natur etwa, auch im Mitleiden. Mitgefühl sei «eine zweideutige Sache», könne sich lösen von der Vernunft und uns am Mithandeln hindern. Aber das solidarische Projekt einer befreiten Gesellschaft setze auch Mitgefühl voraus. Wir benötigten es gerade heute, «in solch einer atomisierten feindseligen Gesellschaft» mehr denn je, «schon des blossen Überlebens wegen». Wir brauchen Solidarverbände, in denen Schwache, Alte, Kleine, Behinderte und Kranke mitgenommen werden können. Dass diese Aufgaben gesellschaftlich meist den Frauen zugewiesen werden, führt Frigga Haug in ihren nachdenklichen «Werkstattnotizen» zu politischen Frauenforderungen. «Die Aufrecht-

erhaltung von Menschlichkeit erscheint als vor allem weibliche Tugend. In dieser Moralphorm wird sie von oben an diejenigen delegiert, die selbst subaltern gehalten sind.» Nun käme es darauf an, dass die Frauen ihre soziale Stärke «transformativ einsetzen», um gesellschaftliche Bedingungen zu schaffen, „«die ein solidarisches Zusammenleben im Grossen möglich machen». Güte, Freundlichkeit, Geborgenheit ... Das alles gibt es nur in bestimmten Verhältnissen, für die auch gekämpft werden muss. Mit dem Ziel einer Gesellschaftsordnung, in der nicht nur Frauen, sondern allen Menschen «genug Zeit eingeräumt ist, Sorge für sich, andere und die Natur als Lebensbedingung zu entfalten».

Im zweiten Beitrag zum Thema berichtet Reinhild Treitler, die bei uns vor allem als Leiterin des Studienzentrums Bolder bekannt wurde, über EPIL, ein von dort aus mitgebautes Europäisches Projekt für Interreligiöses Lernen. Dafür war an wechselnden Orten «trotz Verschiedenheit ein gemeinsames Vorhaben zu entwickeln», und in diesem Prozess waren grundlegende Exklusivitätsansprüche zu hinterfragen. Team wie Teilnehmerinnen waren geprägt von je eigenen Traditionen und unterschiedlichen theologischen Positionen, «nicht nur zwischen, sondern vor allem innerhalb der Religionen». Aus ihrer Erfahrung mit solchen Frauenprojekten schliesst die feministische Theologin parallel zur Marxistin Haug, dass es tatsächlich eine Stärke von Frauen sei, Kollektive zu bilden, «trotz widriger Umstände und unter den Bedingungen von Kargheit». Dies versteht sie «im Sinn von Verhaltensweisen, die Frauen aufgrund ihrer Lebensumstände und ihrer relativen gesellschaftlichen Machtlosigkeit entwickelt und reproduziert haben». Feminismus war übrigens beim EPIL-Projekt kein gemeinsamer Nenner; eine junge Teilnehmerin aus Beirut bezeichnete diesen sogar als blosser Ideologie, für andere blieb er negativ mit einem Dominanzanspruch christlicher Westeuropäerinnen verbunden.

Im theologischen Bereich sind auch «feministische Fragen und Antwortversuche» zum Fall Kässmann angesiedelt, die mit «Susi Zornig» unterzeichnet werden. Dass hier Angriffe ziemlich persönlich adressiert, aber anonym abgeschickt werden, wertet den Essay ab. Dennoch bleibt bedenken-

wert, was etwa zum Umgang der Medien mit prominenten Menschen – insbesondere Frauen – und umgekehrt angemerkt wird. War das ein gefundenes Fressen: Die streitbare Bischöfin alkoholisiert unterwegs ... Ermutigend der Beitrag von Nora Räthzel. Sie liefert ein persönlich wie politisch profiliertes Porträt einer Argentinierin, die seit 2008 beim Internationalen Gewerkschaftsbund in Paris den Ökobereich betreut. Da geht es um Arbeitsplätze und Umweltschutz, um das Nord-Süd-Gefälle. Dank der kämpferischen jungen Kollegin wurde der konfliktgeladene Komplex beim IGB neu gewichtet: «Eine hoffnungsvolle Beziehung zwischen Frauen-, Umwelt- und Arbeiterbewegung». Zudem ein Exempel, das dem gewohnten Bild von Gewerkschaften und internationalen Organisationen als Horten männerbündisch geprägter Bürokratie in fast zauberhaft wirkender Weise widerspricht. Oder doch nur «Gewerkschaften auf der verzweifelten Suche nach Erneuerung»?

Carsten Junker, Julia Roth: Weiss sehen. Dekoloniale Blickwechsel mit Zora Neale Hurston und Toni Morrison, Sulzbach/Taunus 2010: Ulrike Helmer Verlag, Fr. 37.90

«Wir sind freilich keine Anderen. Wir sind Selbstgewählte.» Toni Morrison

Kürzlich hat die Schweiz wieder einmal ihren einzigen König gekürt, den Schwingerkönig Wenger Kilian, männlich, jung, ein sogenannter «Böser». Und auch als eine der Tradition durchaus kritisch zugewandte Beobachterin blieb mir das Offensichtlichste lange verborgen: Alle diese Schwinger sind weiss. (Schwingerinnen sind schon längst im Ring, auch wenn sie am Eidgenössischen noch keine Königinnen werden dürfen.)

Was und vor allem: wie also sehen wir, wenn wir sehen? Wir sehen «weiss» – und produzieren laufend einen Blinden Flecken!

Wie diese Produktion von Blinden Flecken aus der Position weisser BeobachterInnen und LeserInnen geschieht, zeigen die beiden AnglistInnen bzw. KulturwissenschaftlerInnen Julia Roth und Carsten Junker in ihrer Studie entlang der beiden afroamerikanischen Vordenkerinnen Zora Neale Hurston

und Toni Morrison anregend und lebhaft auf.

Zora Neale Hurston (1891–1960) schreibt sich buchstäblich mit ihrer Autobiografie *Dust Tracks On a Road* (New York 1941) *Ich mag mich wenn ich lache* (dt Zürich 2000) in die öffentliche Wahrnehmung und als Autorin in die von Weissen dominierte Kultur ein: sie bedient sich des Genres der Autobiografie und verschafft sich damit Zugang zu einer Weissen LeserInnenschaft. Sie macht sich schreibend sichtbar, und zwar als Subjekt, als Frau, als Schwarze, die über eine Biografie verfügt, Geschichten zu erzählen hat, sich nicht mehr länger verstecken und den Blick senken will. Gleichzeitig weigert sie sich, den geforderten «Regeln» einer Autobiografie zu folgen, erzählt wahre und erfundene Begebenheiten, greift mündliche Formulierungen auf und fügt Elemente der Slave Narratives in ihre Geschichten ein. Sie autorisiert sich, ihren Selbst-Entwurf laufend neu zu erfinden und sich selbst als Subjekt zur Sprache zu bringen. Sie schreibt: «Mama ermunterte ihre Kinder bei jeder Gelegenheit, «nach der Sonne zu springen». Wir mochten vielleicht nicht auf der Sonne landen, aber immerhin würden wir uns vom Boden erheben. Papa war da nicht so zuversichtlich. Besser vorlieb nehmen mit dem, was man hatte. Übermut bekam N*** nicht gut. Er würde mir den meinen schon noch austreiben, und wenn er mich dabei umbringen musste. Meine Mutter stellte sich immer zwischen uns. Sie räumte ein, ich sei frech und aufsässig, aber sie wolle mir «den Mumm nicht ausbleuen», aus Sorge, dass ich mich sonst als Memme entpuppen würde. (...) Er sagte, es würde noch schlimmer enden mit mir. Die Weissen würden sich das nicht bieten lassen. Ich würde gehängt werden, noch ehe ich erwachsen sei. Irgendwer würde mich zur Strafe für mein unverschämtes Mundwerk über den Haufen schießen. Mama würde es bitter bereuen, das sie die Unarten nicht aus mir herausgeprügelt hatte, bevor es zu spät war.» (S. 21/22).

Hurston reflektiert in ihrer Autobiografie die Beschränkungen und Zurichtungen aufgrund der herrschenden Verhältnisse: Während die Mutter ihre Tochter ermutigt, ein Leben jenseits der rassistischen Grenzziehungen zu entwerfen, will der Vater seine Tochter innerhalb der Grenzen zurück bin-



den (und sie so vor der grassierenden Lynchjustiz schützen). Und sie verdeutlicht, wie stark ihre fiktive Vaterfigur den weissen Blick verinnerlicht hat und ihn nun auf seine eigene Tochter anwendet, dem sie ihrerseits widersteht. Sie kehrt den Blick um und durchschaut die rassistischen Zuordnungen. So wird Hurstons Autobiografie zu einem «Ort der Selbstermächtigung und zugleich zu einem Rahmen, indem sie vorherrschende Wahrnehmungsweisen aufkündigen kann» (S. 47), wie es Roth/Junker formulieren.

Toni Morrison (*1932) bedient sich des Essays, um als Intellektuelle die weisse Kultur zu kritisieren. Der Essay entstand im Kontext des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts, als «Erfinder» gilt Michel de Montaigne, der den subjektiven Charakter seines Texts betont, Erfahrungen einbringen, seine Entdeckungen darlegen und Wissen anders beleuchten will. Indem Morrison formal den Essay wählt, kann sie «einerseits ihre ›Präsenz‹ in die dominierende literaturkritischen Diskurs einschreiben und andererseits ihre subjektive Stimme als Form afroamerikanischer Selbstrepräsentation hörbar machen» (S. 105). In den Essays (dt: *Im Dunkeln spielen. Weisse Kultur und literarische Imagination*, Frankfurt 1994) kann sie von ihren Erfahrungen und Entdeckungen reden, rhythmisch erzählen, die Worte erklingen lassen und die Musik der Sprache hervorholen, und solchermassen musikalische Elemente in politisch subjektive Reden einfügen. Sie wird zur Autorin, die von sich ausgeht, und setzt sich so zur Autorität. Sie benennt ihre Erfahrungen in asymmetrischen Strukturen: «Ich bin angreifbar für den Rückschluss, dass meine Untersuchung nicht frei von persönlichen Interessen sei; dass ich, da afrikanisch-amerikanischer Herkunft und Schriftstellerin, auf eine Weise Nutzen daraus ziehe, die sich nicht auf intellektuelle Befriedigung, wie sie aus dieser Art der Frage erwächst, beschränkt. Ich werde dieses Risiko solcher Beschuldigungen eingehen müssen, denn die Sache ist zu wichtig: Für schwarze wie für weisse amerikanische Schriftstellerinnen und Schriftsteller gibt es in einer durch und durch von rassistischen Vorurteilen geprägten Gesellschaft kein Entrinnen vor rassistisch ›gebeugter‹ Sprache.» (S. 34) Junker/Roth weisen darauf hin, dass Toni Morrison erst dann

mit ihren Essays als Intellektuelle wahrgenommen und rezipiert wurde, als sie 1993 den Nobelpreis erhielt, obwohl sie sich schon lange vorher in die Debatte um einen Kanon US-amerikanischer Literatur eingemischt hatte.

Weiss sehen: Der Titel dieser Studie will exemplarisch verdeutlichen, dass wir Weisse nicht darüber nachdenken (müssen bzw. wollen), dass wir weiss sehen und damit einen dominanten, gar hegemonialen Blick ausüben. *Critical Whiteness Studies* (in etwa: Kritische Weiss-Seinsforschung) ist eine Forschungsrichtung, die sich in den USA und Grossbritannien etabliert hat und langsam auch Deutschland – vor allem im Rahmen von Genderforschungen – Beachtung findet. So kann Weisssein als Analysekatégorie systematisch in die Diskussion eingebracht und die vielfältigen Interdependenzen zwischen Geschlecht, Klasse, «Rasse» (gender, class and race) können selbstkritisch und selbstreflexiv thematisiert werden. Es wird Zeit, dass diese Forschungen auch in der Schweiz angewandt werden!

Lisa Schmuckli

Schluss von Seite 285

den in der Ringparabel angelegten Wettbewerbsgedanken einigermaßen unkritisch übernimmt. Denn nicht nur der Fortschrittsglaube der Aufklärungs-Elite, sondern auch jener, sich durch Leistung ins Recht setzen zu können, atmet den Geist ungebrochenen Bürgertums. Und so bleibt ihm denn nichts weiter übrig, als für den inter- und innerreligiösen Wettbewerb «hinreichende ethische Rahmenbedingungen» zu fordern, analog zum sportlichen, wissenschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Wettbewerb. Wenns denn bei den Religionen nur besser klappen würde als andernorts. Oder anders gesagt, Wenn nicht im Monotheismus selber schon der Keim des Protests gegen den Götzen Wettbewerbsgesellschaft stecken würde, dann behielte im Rennen um die Deutungshoheit der Ringparabel am Ende einzig Sloterdijks Verdrehung recht, wonach der Wettstreit nur einer um Missgunst sein dürfte.



Hans Küng, Karl-Joseph Kuschel und Alois Riklin, *Die Ringparabel und das Projekt Weltethos*, Göttingen 2010. (mit Beiträgen von Hans Küng, Karl-Joseph Kuschel, Walter Holmka, Amira Hafner-Al Jabaji, Ursula Renz, Alois Riklin), Fr. 36.50